

Ideologisch anfällig: Der DFB vor 1933

Von Arthur Heinrich

Der Countdown läuft. In wenigen Tage erfolgt der Anpfiff zur Fußballweltmeisterschaft. Damit wird zumindest vorübergehend zweitrangig, dass dieses sportliche wie politische Großereignis schon vor Jahren ein Umdenken des ausrichtenden Verbandes bewirkte.

Im Vorfeld der WM im eigenen Land machte sich in den Reihen des Deutschen Fußballbundes (DFB) der Wunsch breit, endlich den teilweise massiven Vorwürfen zu begegnen, man verhalte sich gegenüber der eigenen Vergangenheit indifferent. Ende 2000 erging an den Bonner Historiker Klaus Hildebrand der Auftrag, sich der Geschichte des DFB im Nationalsozialismus anzunehmen. Der reichte den Stab an seinen Schüler Nils Havemann weiter und fungierte fortan als Mentor. Mitte September 2005 wurde in der Berliner „Mercedes-Welt“ das Ergebnis präsentiert.¹

Nach Auffassung des Gutachters Havemann war der DFB schon vor Weimarer Zeiten ein Wirtschaftsunternehmen, dem es stets um „Größe, Macht und Prosperität“ gegangen sei. Das verbandliche Handeln folgte zuvörderst betriebswirtschaftlichen Zwängen – und nicht etwa den weltanschaulichen Präferenzen seiner Führungskräfte (S. 24). Havemann unterstellt hier Ausschließlichkeit: Lautet das handlungsleitende Motiv „betriebswirtschaftliche Rationalität“, sind politisch-ideologische Wertemuster und Auffassungen abgemeldet. Sicherheitshalber (und durchaus inkonsequent) fügt er aber hinzu, das Führungspersonal dieses ideologie-immunen Unternehmens mit „Gewinnerzielungsabsicht“ (S. 42) sei in weltanschaulich-politischer Hinsicht durchaus pluralistisch gewesen (S. 332). Havemann gelangt zu dem Schluss, dass „von einer ideologischen Affinität des Verbandes zum Nationalsozialismus“ nicht die Rede sein könne (S. 333).

Beschäftigt man sich allerdings näher mit dem DFB vor dem 1933 erfolgten Machttransfer an die Nationalsozialisten, erscheint die Haltbarkeit dieser These zunehmend zweifelhaft.

Als sich Kurt Tucholsky 1922 Gedanken zur Lage der Weimarer Demokratie machte, kam er zu einem wenig ermutigenden Ergebnis: „Die Republik wird entweder anders sein als heute, oder sie wird nicht sein. Die Minimaltempera-

1 Vgl. Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt a. M. und New York 2005. Bei weiteren Zitaten aus dem Havemann-Buch erfolgt die Angabe der Seitenzahl im Text.

tur, bei der sie grade noch leben kann, ist erreicht.“ Weder in der Beamten-schaft noch in der Justiz, geschweige denn in der Reichswehr oder der Polizei, fände die Republik eine verlässliche Stütze. Den Sport mitsamt den Vorstehern des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (DRA) und der Deutschen Turnerschaft glaubte er nicht ausnehmen zu können: „Die offiziellen Sport-Veranstaltungen sind völlig nationalistisch ‚aufgezogen‘. Herr Lewald, dessen Gehrock auf keiner Veranstaltung fehlt, weiß nicht, dass es keine Leibesübung ohne Ethos gibt, und will nicht wissen, dass dieses unausgesprochene Ethos im Stadion nichts taugt. Von dumpfer Unterordnung bis zum beseligenden Aufgehen im Herdengefühl gibt es da alle Nuancen; und jeder Sportverband ist ein kleiner Staat mit allen Untugenden des Staates. Der Posten erjagende Herr Dominicus, der niemals ohne den schönen Titel ‚Staatsminister a. D.‘ ausgeht, fehlt gleichfalls nicht, und das Ganze heißt Ertüchtigung der Jugend. Und wir lehnen beides ab: diese Ertüchtigung und solche Jugend.“²

Zum Zwecke der Kampflust

Die Schelte der Fachjournaille für Tucholsky fiel heftig aus. Hier zeige sich die „völlige Unkenntnis“ der „deutschen Intellektuellen und Literaten“. Weil sie selbst keinen Sport trieben, könnten sie nur den „äußerlichen Klimbim“ des Sports sehen, während ihnen dessen „Wesen“ verschlossen bliebe: dass nämlich der Sport die „individuellste Sache von der Welt“ sei, die sich „auf die Dauer von selbst in keine Fessel einer nichtsportselbstzwecklichen Bewegung einzwängen“ ließe.³

Weniger umständlich formuliert hieß das: „Wir treiben Sport um seiner selbst willen“. Und damit wiederum war das Selbstverständnis des Sports gemeint, der keine Standesunterschiede kenne und politisch nicht festgelegt sei.⁴ Dieses Credo trugen deutsche Leibesübungsvertreter schon im ausgehenden 19. Jahrhundert spazieren, ohne dass sie sich immer und überall danach gerichtet hätten. So fand sich die soziale Exklusivität, die es nicht geben sollte, recht häufig bei Vereinen, deren überwiegend mittelständische Mitglieder unter sich bleiben wollten und Arbeitern die Aufnahme verweigerten. „Die Herren dünken sich zu fein, mit einem ‚gewöhnlichen‘ Arbeiter im Spiele sich zu tummeln, sie vergeben sich dann etwas“, war noch 1912 zu lesen.⁵

Ebenso wenig konnte von politischer Enthaltensamkeit die Rede sein. Der im Januar 1900 aus der Taufe gehobene Deutsche Fußball-Bund (DFB) identifizierte sich völlig selbstverständlich mit den Herrschaftsverhältnissen im Kaiserreich, pflegte den Nationalismus, hatte ein Faible für den gesellschafts-

2 Ignaz Wrobel, Die zufällige Republik, in: „Die Weltbühne“, 28/1922, zit. n. Kurt Tucholsky, Gesammelte Werke in 10 Bänden, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Bd. 3 (1921-1924), Reinbek bei Hamburg 1975, S. 221.

3 F. R., Das Tagebuch, in: „Fußball“, 38/1922, S. 944.

4 Vgl. Friedrich Grolms, Sport und Politik, in: „Fußball und Leichtathletik“ (FuL), 15/1912, S. 278.

5 Wilhelm Bommes, Sport und Arbeiterschaft, in: FuL, 31/1912, S. 648.

üblichen Militarismus und teilte die machtpolitischen Ambitionen, wie sie Wilhelm II. vertrat. 1911 beteiligten sich die obersten Fußballvertreter an der Gründung des Jungdeutschlandbundes (JDB) und erklärten die Mitgliedschaft ihres Verbandes. Sie demonstrierten damit ein seltsames Verständnis von Politik. Der JDB, dessen erklärtes Ziel darin bestand, dem Kaiser eine kriegsverwendungsfähige Jugend frei Haus zu liefern, galt den Fußballloben als völlig unpolitisch. Wer sich, wie seinerzeit die „Arbeiter-Turn-Zeitung“, gegen die „Jungdeutschlandspielerei“ und den damit verbundenen „militärischen Unfug“ wandte,⁶ wurde attackiert: „Es heißt die Dinge doch wahrhaftig auf den Kopf stellen, wolle man ‚Politik treiben‘ nennen, wenn der Bund sozialdemokratische Turn-, Sport- oder dergl. Vereine ausschließt. Gerade weil er Politik nicht treibt, will er politische Vereine, die den Sport und Turnbetrieb zum Schein auf ihre Fahnen geschrieben haben, ausschließen.“⁷

Weltanschaulich war der DFB auf den Krieg bestens vorbereitet. Bereits im Vorfeld des Ersten Weltkriegs hatte der Verband den Finger am Puls der Zeit: „Freuen wir uns, wenn im deutschen Land wieder eine stärkere Kampflust aufkommt, und heißen wir den größten Propheten dieser neuen Zeit, den Sport, willkommen.“ Pazifisten hielt man für überaus schädlich, denn: „Verzichten wir jemals auf den ehernen Schiedsspruch der Waffen, dann gehen wir folgerichtig zugrunde.“⁸ Als es am 1. August 1914 dann soweit war, kannten die hohen Herren des Fußballs kein Halten mehr: „Wenn machtvoll und heiligbegeistert der Ruf des Vaterlandes erbraust, dann wollen's wir alle sein, die sich unter die schwarzweißrote Fahne geschart.“⁹ Das ein Jahr später erschiene „Kriegsjahrbuch“ des DFB stand dem nicht nach und gab die Parole aus: „ein Volk, ein Wille, ein Ziel: Deutschlands Größe!“¹⁰ Dass am Ende ein „Deutscher Frieden“ stehen würde, unterlag in Fußballerkreisen nicht dem geringsten Zweifel.¹¹

Ankunft in der Wirklichkeit

Umso schmerzhafter geriet die Ankunft in der Wirklichkeit. Der Krieg war verloren, der Kaiser geflohen. Die Revolution vom November 1918 hatte die Republik gebracht. Doch richtig warm wurden die Fußballvertreter mit den neuen Verhältnissen nicht.

In den Krieg hatte man jede Menge Hoffnungen investiert. Weil man keinen Anlass sah, diese Haltung einer selbstkritischen Prüfung zu unterziehen, wurden Anleihen bei der Dolchstoßlegende gemacht. Danach trug eine aufbegehrende Heimat die alleinige Verantwortung für die Niederlage. Wie aber sollte

6 Zur Jahreswende, in: „Arbeiter-Turn-Zeitung“, 1/1913, S. 2.

7 Serenissimus, Jungdeutschland und wir, in: FuL, 19/1912, S. 382.

8 Alfred Rahn, Von völkischer Arbeit des Sports im deutschen Land, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 1913, Dortmund o. J., S. 104.

9 Alfred Perls, in: „Mitteldeutscher Sport“, zit. n. FuL, 33/1914, S. 565.

10 Georg P. Blaschke, Unsern Helden! In: Kriegsjahrbuch des Deutschen Fußball-Bundes, o. O. o. J., S. 6.

11 Vgl. Dieckmann, Die Weltenwende, in: FuL, 13/1918, S. 105: „Wir stehen vor dem Tor des Deutschen Friedens, wir leben im Zeichen der Weltenwende.“

man Sympathie für eine Staatsform empfinden, die auf diese Weise zustande gekommen war?

Die kaiserlichen Truppen galten als „im Felde unbesiegt“. Ungeschlagen zu sein war unabdingbare Voraussetzung, um den Krieg in Form einer „Kriegserlebnis-Ideologie“¹² gegen die Republik wenden zu können. Um die Gefallenen des Krieges entstand ein ausgeprägter Totenkult.¹³ „Die Toten“, so der USPD-Reichstagsabgeordnete Julius Moses, „müssen das Agitationsmaterial für die Bestrebungen der Lebenden gegen die heutige Staatsform, gegen die Republik, die Verfassung, die Regierung liefern.“¹⁴

Den Kriegsausgang mochte man nicht anerkennen. Deshalb wurde das Ende der militärischen Auseinandersetzung zunächst einmal ignoriert und der Kriegszustand verlängert. Im Westdeutschen Spielverband (WSV) firmierte der Vorsitzende weiterhin als „Kriegsvorsitzender“¹⁵, der Vorstand legte Wert darauf, „Kriegsvorstand“ zu sein¹⁶, und die Ausgaben des Verbandsorgans zählten bis Juni 1919 als „Kriegsnummern“.¹⁷

Ausweis für die in Fußballkreisen verbreiteten Vorbehalte gegenüber der Republik war auch die Tatsache, dass Freikorps im WSV-Organ um Mitglieder werben durften¹⁸ und deren Fußballmannschaften in den Sportbetrieb integriert wurden.¹⁹ Die Fußballverantwortlichen begegneten diesen Zusammenschlüssen mit Sympathie, schienen sie doch die Gewähr zu bieten, dass aus der Revolution kein Selbstläufer und den „umstürzlerischen Elementen“, insbesondere den verhassten Bolschewisten, die Grenze aufgezeigt würde.

Nach dem Ersten Weltkrieg erlebte der Fußball in Deutschland einen wahren Boom. Vor allem Arbeiter, die 1919 in den Genuss des Achtstundentages gekommen waren und damit Zeit hatten, Sport zu treiben, strömten in die Vereine. Die Mitgliederzahl des DFB stieg bis Anfang 1920 auf knapp 470 000, mehr als das Doppelte im Vergleich zu 1914. Doch der Zulauf sorgte bei den Fußballverantwortlichen für erhebliche Irritationen. Wenn ein zwischenzeitlicher Verbandsvorsitzender im Nachhinein eine wahre „Fussballsintflut“²⁰ ausmachte, signalisierte schon die Wortwahl alles andere als Begeisterung.

Bereits 1912 hatte der WSV vor der Gefahr gewarnt, „sich von einer Bewegung tragen zu lassen, die man nicht zugleich dämmen und zu beherrschen weiß.“²¹ Jetzt drohte eine solche Situation, und das in einem vor dem Krieg

12 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München⁴1994, S. 109.

13 Vgl. zum Kölner Sport-Club 1899, dem Verein des ersten DFB-Nachkriegsvorsitzenden Peco Bauwens: Arthur Heinrich, Sekundäröpfer. Peco Bauwens und die Nazizeit, in: „SportZeiten“, 1/2006, S. 71 ff.

14 Zit. n. Boris Barth, Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933, Düsseldorf 2003, S. 518.

15 Paul Klose, Was jetzt not tut! In: FuL, 47/1918, S. 471 f.

16 An unsere Verbandsvereine auf der linken Rheinseite, in: FuL, 49/1918, S. 489.

17 Diese Kennzeichnung, mit der am 27. August 1914 (FuL, 35/1914) begonnen worden war („4. Kriegsnummer“), endete am 19. Juni 1919 mit der 247. und letzten „Kriegsnummer“ der Zeitschrift (FuL, 26/1919). Einen gewissen Sinn hätte es gemacht, auf diesen Zusatz erst nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages zu verzichten, doch die fand am 28. Juni 1919 statt.

18 Anzeige des Freikorps Hacketau, in: FuL, 15/1919, o. S. (U 3); Anzeige des Regiments Preussen, in FuL, 17/1919, o. S. (U 3).

19 Vgl. etwa: Wettspiel-Berichte, in: FuL, 9/1920, S. 247 ff.

20 F. W. Nohe (im Rahmen der Diskussion über die „Drei T“), in: „Der Kicker“, 19/1924, S. 490.

21 Bericht des Vorstandes über das Geschäftsjahr 1911/12, in: FuL, Sondernummer zum ordentlichen Verbandstag des Westdeutschen Spielverbandes am 18./19. Mai 1912 in Düsseldorf, S. 2.

schwerlich vorstellbaren Ausmaß. In den Führungsetagen des Fußballbundes machte sich Unsicherheit breit. Die Amtsinhaber bangten um ihre Posten und versuchten durch Satzungsänderungen, einer befürchteten „unfreundlichen Übernahme“ vorzubeugen. Innerverbandliche Demokratie galt dabei nicht etwa als erstrebenswertes Ziel, sondern wurde im Gegenteil seit jeher als Einfallstor für ein „Massenregiment“²² betrachtet, das es mit fast allen Mitteln zu verhindern galt.

Zeitgenössischen Einschätzungen zufolge wären bei einer „Urabstimmung“ unter den Mitgliedern des DFB „recht wenige der gegenwärtigen Machthaber“ am Ruder geblieben,²³ doch ein solches Referendum sahen die Statuten des Verbandes, der von sich selbst das Bild einer Musterdemokratie pflegte,²⁴ natürlich nicht vor.

Die zwischenzeitliche Aufregung erwies sich indes als überflüssig. Den Fußballherren, die schon den Umbruch im November 1918 heil überstanden hatten, konnte auch der Übergang zu einer Massenbewegung nichts anhaben. Sie wehrten sich, indem sie sich hinter entsprechend zurecht gemachten Satzungen verschanzten. Letztendlich aber gab den Ausschlag, dass auf das „deutsche Fußballvolk“ Verlass war, das in dem zweifelhaften Ruf stand, das „disziplinierteste und führerfrommste der ganzen Welt“ zu sein.²⁵

Schwarz-Weiß-Rot

Wie wenig Wertschätzung deutsche Fußballvertreter zu Weimarer Zeiten der Demokratie entgegenbrachten, stellten sie innerverbandlich nachdrücklich unter Beweis. Nach außen demonstrierten sie derartige Vorbehalte auch auf der symbolischen Ebene.

Die Weimarer Republik wählte Schwarz-Rot-Gold zu ihren Farben. Demgegenüber präferierte der DFB seit seiner Gründung das kaiserliche Schwarz-Weiß-Rot.²⁶ Angesichts der politischen Bedeutung, die dieses Thema in der jungen Republik erlangte, sah man sich zu Zugeständnissen veranlasst. Die Wahl fiel auf ein grünes Tuch mit weißem DFB-Logo. Doch ließ sich diese Konzession schwerlich umsetzen, zu groß waren die Vorbehalte. Als der Verband 1925 in Leipzig sein 25jähriges Bestehen feierte, wurde auf Fahنشmuck generell verzichtet. Die Festschrift allerdings zierte das DFB-Enblem, in den angestammten Farben.

Mit seinem Beharrungsvermögen in dieser Frage stand der DFB nicht allein. Dem bürgerlichen Sport insgesamt bereitete es große Probleme, sich die Farben der Republik zu eigen zu machen. Im Vorfeld der Olympischen Spiele in Amsterdam 1928 rang sich der Deutsche Reichsausschuss für Leibesübungen

22 Serenissimus, Demokraten, in: FuL, 25/1914, S. 443.

23 Walther Bensemann, Glossen, in: „Der Kicker“, 18/1922, S. 516.

24 Vgl. Paul Klose, Was jetzt not tut! In: FuL, 47/1918, S. 472: „Wir brauchen [...] nicht demokratisch umzulernen, und es wäre ganz verkehrt, zu glauben, die politische Umwälzung müsse auch bei uns alles umwerfen und ändern.“

25 M. Schröder, Aus dem Reiche. Berliner Sonntag, in: „Der Kicker“, 38/1928, S. 1538.

26 Vgl. Walther Bensemann, Glossen, in: „Der Kicker“, 27/1924, S. 1142.

als Dachorganisation unter erheblichen Mühen dazu durch, bei der Eröffnungsfeier hinter der schwarz-rot-goldenen Fahne ins Stadion einzumarschieren. Zugleich ließ man das Internationale Olympische Komitee wissen, dass für den (ausgesprochen unwahrscheinlichen) Fall, dass im Verlauf der Spiele pro Land mehrere Flaggen gehisst werden sollten, als zweites Banner nur die deutsche Handelsflagge in Betracht komme – und die war schwarz-weiß-rot mit einer kleinen schwarz-rot-goldenen Gösch. Der dritte Vorsitzende des DRA hieß Felix Linnemann und stand an der Spitze des DFB.

Die Republik hatte ihre Anfangsjahre hinter sich, doch die Schwierigkeiten des DFB, sich mit ihr zu arrangieren, waren noch längst nicht ausgeräumt. Die Distanz der Fußballvertreter zur Weimarer Demokratie bestand fort (und sollte nie behoben werden). Genau dieses Fremdeln gegenüber der Demokratie – nicht etwa fortdauernde Verbundenheit mit dem Kaiserreich – kam in der schwarz-weiß-roten Farbenvorliebe der Fußballvertreter zum Ausdruck. Und die teilte der DFB mit diversen Kräften des rechten politischen Spektrums.

1933 wurde dann das ungeliebte grünfarbene Fahnentuch, das sich ohnehin nie wirklich hatte durchsetzen können, weil es im DFB an engagierten Protagonisten mangelte, aus dem Verkehr gezogen. „Schwarz-weiß-rot“, verkündete etwa der Kölner Sport-Club, dem Peco Bauwens inzwischen vorstand, „das war und ist die Gesinnung des KSC gewesen und geblieben.“²⁷ Diesmal brachte die fußballerische Farbenlehre die Verbundenheit mit den braunen Machthabern zum Ausdruck.

Wehrertüchtigung

Durch die Bank hielten die Fußballvertreter die Wehrkraft für unentbehrlich und den Fußball in dieser Hinsicht für förderlich. Daran hatte sich seit Kaisers Zeiten nicht nur nichts geändert. Nach dem Versailler „Diktat“, das die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht dekretierte, wähten die diversen Funktionäre den Sport erst recht in der Verantwortung, wenn es darum ging, die friedensvertraglichen Restriktionen so weit wie möglich zu kompensieren. Man hielt sich nicht weiter damit auf, dieses Ziel zu kaschieren. Carl Diem, Generalsekretär des DRA, kam 1924 ganz unverblümt zur Sache: „Heute strebt das deutsche Volk wieder zur Weltgeltung zurück. Der deutsche Sport soll seiner Jugend in diesem Streben die Muskeln straffen, Eisen ins Blut gießen und jenen frischen, natürlichen, opferfreudigen Sinn erzeugen, der Grundlage aller Größe und alles Glücks einer Nation ist.“²⁸

Anfang 1927 gelangte ein Brief der drei DRA-Vorsitzenden an den Reichswehrminister an die Öffentlichkeit. Darin verwandten sie sich für die Stadt Torgau, die um die Überlassung eines ehemaligen militärischen Übungsgeländes zur sportlichen Nutzung ersucht hatte: „Wenn das heute vorhandene Gelände, das für die Reichswehr entbehrlich ist, als Turn- und Sportplätze

27 F. W. Esser, Gedanken um unser Karfreitagsspiel, in: „Kölner Sport-Club 1899 e. V.“, 3-4/1933, S. 3.

28 Carl Diem, Deutscher Sport, in: Jubiläumsschrift des Westdeutschen Spielverbandes e. V. 1899-1924, Elberfeld o. J., S. 114.

benutzt wird, dann stellt die Turn- und Sportwelt in diesem Falle eine freiwillige Kerntruppe dar, die durch keinen Friedensvertrag verboten ist.²⁹ Die Repräsentanten des deutschen Sports, unter ihnen der Vorsitzende des DFB, machten keinen Hehl aus ihrer Absicht, die Bestimmungen des Versailler Vertrages zu unterlaufen, um zur Wiedererrichtung einer schlagkräftigen Reichswehr beizutragen.

Ernster wurde es dann 1932. Nach einem Erlass des Reichspräsidenten erfolgte Mitte September die Einsetzung des Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung. An dessen Spitze trat Innenminister Freiherr von Gayl, ein ostpreußischer Junker; die Geschäfte führte ein General a. D. namens von Stülpnagel. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, in diesem Unternehmen einen der letzten Anläufe zur Rettung der Republik zu sehen.³⁰ Gegen diese Interpretation sprechen jedoch nicht nur die Erziehungszielvorgaben des Kuratoriums – allen voran Zucht und Ordnung –, sondern auch der politische Hintergrund der Initiatoren und Ideenlieferanten, die allesamt autoritär und militaristisch ausgerichteten Gesellschaftsmodellen anhingen. Das Reichskuratorium war Teil jenes von gemeingefährlicher Selbstüberschätzung geprägten Unterfangens des vormaligen Reichskanzlers Franz von Papen, des deutschnationalen Medienmoguls Alfred Hugenberg und des Reichspräsidenten, seines Zeichens „vorrepublikanischer Marschall“,³¹ die nationalsozialistische Bewegung zu domestizieren und einen „Dritten Weg“ zwischen parlamentarischer Demokratie und totalitärer Herrschaft zu finden.³²

Während der sozialdemokratische Arbeitersport auf Distanz zum Reichskuratorium ging, wollten andere partout dabei sein. Dazu zählte auch der DFB. Im Reichskuratorium traf man sich mit der Arbeitsgemeinschaft der vaterländischen Jugend, der Nachfolgeorganisation des Jungdeutschlandbundes. In gewisser Weise rundete sich damit die Geschichte des DFB in der Weimarer Republik: 1919 war man aus dem Jungdeutschlandbund ausgetreten, am Ende fand man wieder zusammen – in einer Organisation, die faktisch ein „Sammelbecken anti-demokratischer Kräfte“ war.³³

Programmatisch-ideologisches Potpourri

Der grundlegende gesellschaftlich-politische Umbruch des Jahres 1918 zeitigte auf den Führungsetagen des Fußballs keine gravierenden Konsequenzen. Das Personal blieb das gleiche. Und obwohl hier und da die Wortwahl an die neuen Verhältnisse angepasst wurde, änderte sich wenig an der politischen

29 Zit. n. Walther Bensemann, Glossen, in: „Der Kicker“, 3/1927, S. 85.

30 Vgl. Hajo Bernett, Die Anfänge des SA-Sports, in: Ders., Untersuchungen zur Zeitgeschichte des Sports, Schorndorf 1973, S. 52; Horst Ueberhorst, Carl Krümmel und die nationalsozialistische Leibeserziehung, Berlin, München und Frankfurt a.M. 1986, S. 51.

31 Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer und Gerhard Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, Köln und Opladen 1960, S. 33.

32 Ebd., S. 44.

33 Erich Beyer, Sport in der Weimarer Republik, in: Horst Ueberhorst (Hg.), Geschichte der Leibesübungen, Bd. 3/2, Berlin, München und Frankfurt a.M. 1982, S. 691.

Ausrichtung der Fußballvertreter. Mag sein, dass manche von ihnen vergangenen Zeiten nachtrauerten, doch derartige nostalgische Anwandlungen verloren sich im Laufe der Zeit, da die Rückkehr zu monarchischen Herrschaftsverhältnissen kaum als ernst zu nehmende Option in Frage kam. Die weltanschaulichen Ingredienzen, durch die sich höhere deutsche Fußballfunktionäre seit jeher ausgezeichnet hatten, blieben jedoch in etwa die gleichen.

1924 suchte Josef Klein, Vorsitzender des WSV- und Mitglied des DFB-Jugendausschusses, mit einem Traktat unter dem Titel „Die drei scharfen T des WSV“ die Öffentlichkeit.³⁴ Sein Ziel: Ein „neues Ethos“ zu präsentieren, das geeignet sei, „Nationalstaat und Leibesspiel in einen innerlichen und unzerstörbaren Zusammenhang zu bringen“. Es war ihm also darum zu tun, Grundsätze zu entwickeln, die für den Sport wie für Staat und Gesellschaft gleichermaßen Gültigkeit und gestalterische Kraft besäßen.

Das dazugehörige Programm konzentrierte sich auf besagte *drei T*, nämlich: „Teutsch“, „Treu“, „Tüchtig“. *Teutsch* meinte im Kleinschen Kompendium das hehre Ziel der „Volksgemeinschaft“, unabdingbare Voraussetzung für den Wiederaufstieg des deutschen Volkes. Unter *Treu* fasste Klein die Verpflichtung auf einen „sportlichen Idealismus“, der sich vor allem durch den Kampf „gegen die materialistische Versumpfung unserer Zeit“ auszeichnen sollte. Beides erforderte die mit *Tüchtig* gekennzeichnete aktive und „selbstverantwortliche Persönlichkeit“.

Josef Klein zog 1932 für die NSDAP in den Reichstag ein, geriet jedoch später ins Visier der Staatsmacht, was ihm diverse Parteigerichtsverfahren, ein halbes Jahr KZ-Internierung und die fristlose Kündigung seines Arbeitsverhältnisses bei der August-Thyssen-Hütte einbrachte.³⁵ Sein Engagement zu Gunsten der Nationalsozialisten, das ihn tatsächlich zu einer Ausnahmererscheinung unter den Repräsentanten des deutschen Fußballs machte, verleitet dazu anzunehmen, dass Klein schon immer ein politischer Sonderling gewesen sei, dessen Meinungen mit denen anderer Fußballvertreter nichts zu tun gehabt hätten.

Was die *drei T* betrifft, so ist diese Annahme irrig. Deren Verfasser legte seinerzeit Wert auf die Feststellung, das *T* in *Teutsch* habe weder „mit Hitler oder dem Jungdeutschen Orden noch mit irgendeiner parteipolitischen oder sonstigen, nicht einmal philologischen Dogmatik das Geringste zu tun.“³⁶ Die Leitung des Westdeutschen Spielverbandes machte sich „einnützig und offiziell“ das Kleinsche Programm zu eigen.³⁷ Seine Diagnose vaterländischer Befindlichkeit – „grimmig krank“, „in seinen innersten Organen zerrüttet“ –, die ausgemachten Ursachen – der „Glauben eines Aufklärungszeitalters nach der französischen Revolution an den allmächtigen Verstand“, die „Herrschaft der Formaldemokratie“ –, wie die empfohlenen Therapien – „Volksgemeinschaft“ und „Führermenschen“ – fanden auch jenseits des WSV-Zuständigkeits-

34 Dr. Klein, Die drei scharfen T des WSV, in: FuL, 1/1924, S. 4-6.

35 Vgl. Martin Schumacher (Hg.), M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933-1945, Düsseldorf 1991, S. 330.

36 Dr. Klein, Unzeitgemäßes, Zeitgemäßes, in: FuL, 30/1924, S. 2.

37 Klein, Die drei scharfen T, a.a.O., S. 5.

bereichs unter dem Leitungspersonal des deutschen Fußballs eine Menge geneigter Abnehmer. Das lag vornehmlich daran, dass Klein überwiegend Vertrautes ansprach. All diese ideologischen Segmente waren nämlich in jener Debatte präsent, die über weite Strecken der Weimarer Republik im Mittelpunkt stand: Amateurismus versus Berufsfußball.

Weltanschauungsfragen

Die Position des DFB in Sachen Professionalismus fiel eindeutig aus. Praktisch mit dem Tag der Konstituierung legte sich der Verband auf den Amateurfußball fest. Zwar fanden sich in der seinerzeit jungen deutschen Fußballbewegung keinerlei Indizien, dass Spieler in irgendeiner Form für ihr Auftreten entlohnt worden wären. Berufsfußball gab es jedoch in England. Und genau davon wollte man sich absetzen. Antikapitalistische Sehnsüchte prägten den kategorischen deutschen Amateurbegriff. Angesichts der grassierenden Kommerzialisierung sollten wenigstens Kultur und Sport sauber bleiben. In beiden Bereichen hätten ökonomische Gesetze nichts verloren. Die Schreckensvision vom „Warenhaus England G.m.b.H.“³⁸ machte die Runde.

Der „Materialismus“ im Sport gefährdete die „kulturelle Mission am deutschen Volke“, die dem Fußball nach Ansicht seiner Protagonisten oblag.³⁹ Den Beweis, dass man dem englischen Profitum etwas voraus hatte, erbrachte dann der Erste Weltkrieg. Die englischen Berufsfußballer hätten sich, was den Dienst mit der Waffe betraf, als eher zurückhaltend erwiesen. Die deutschen Amateure hingegen seien begeistert zu den Fahnen geeilt, nicht zuletzt deshalb, weil sie im Krieg die Fortsetzung ihres sportlichen Engagements sahen, das ja ebenfalls „für das Vaterland“ war.⁴⁰

Dort schnöder Mammon, hier der hehre Idealismus – dieses ideologische Grundmuster nahmen die Fußballvertreter mit in die Weimarer Republik. Die Option, einen Schnitt zu vollziehen und den real existierenden Berufsfußball anzuerkennen und zu legalisieren, schied somit aus. Dem DFB blieb nichts anderes übrig, als auf Entwicklungen zu *reagieren*, anstatt das Heft selbst in die Hand zu nehmen. Die Zugeständnisse, die nötig waren, um den Anschluss an die Wirklichkeit nicht völlig zu verlieren, häuften sich über die Jahre: von der Begleichung der Fahrtkosten bei Auswärtsspielen über Tagegelder bei Abwesenheit vom Wohnort bis zur Erstattung von Lohnausfall. Parallel dazu bemühte man sich, dem Problem Berufsfußball durch strengere Auflagen beizukommen: von längeren Sperrfristen bei Vereinswechseln über den Abschluss von Amateurschutzverträgen mit den Vereinen bis zum anfangs generellen, später gelockerten Verbot von Spielen gegen Profimannschaften.

Im Zentrum des fußballerischen Gegenentwurfs zur Wirklichkeit des Spiels standen die immer wieder durchschlagenden Termini *Volk* und *Gemeinschaft*

38 Werner Sombart, *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen*, München und Leipzig 1915, S. 44.

39 Karl Markus, *Die Entwicklung des Fußballspiels in Deutschland*, in: *Deutsches Fußball-Jahrbuch 1912*, Dortmund o.J., S. 30.

40 Robin Hood, *Erinnerungen*, in: „*Der Rasensport*“, 35/1914, S. 641.

bzw. das Kompositum der *Volksgemeinschaft*, ideologische Komponenten, die älter waren als die Republik. Sie ergänzten das Staatsverständnis deutscher Geistesgeschichtler des vorausgegangenen Jahrhunderts, die sich den Staat nicht anders als autoritär vorstellen konnten. Das Gegenüber dieses antideokratischen Staates waren eben nicht mit politischen Rechten ausgestattete autonome Individuen nach den Maßgaben der Französischen Revolution, sondern ein seine Unterdrückung willig hinnehmendes Volk. Hier offenbarte sich der enorme Abstand Deutschlands zum Westen.

Fußball-GmbH

Von all diesen ideologischen Hintergründen ist im DFB-Gutachten fast nichts zu finden. Im Gegenteil: Selbst im symptomatischen Berufsfußball-Disput sieht Havemann in erster Linie den „ökonomische(n) Impetus“ am Werk (S.25). Dem DFB sei es darum gegangen, nur ja das steuerliche Privileg der Gemeinnützigkeit zu sichern. Mit der kategorischen Ablehnung des Berufsfußballs habe er also lediglich den „tückischen Absurditäten des deutschen Steuerrechtes“ Tribut gezollt (S. 58). Der in diesem Zusammenhang des Öfteren bemühte „nationale Gedanke“ sei lediglich eine Konzession an die „Erwartungshaltung einer breiten Öffentlichkeit“, eine Art „Monstranz“ gewesen (S. 67). Anders ausgedrückt: Den DFB trieben auch in dieser Frage – wie bei seinem „Engagement für das NS-Regime“ (S. 26) – beileibe keine ideologischen Motive um, sondern ausschließlich „materielle Interessen“ (S. 25).

Weil sich aus dem DFB beim besten Willen im Nachhinein keine Zelle antifaschistischen Widerstandes machen lässt, ein Freispruch erster Klasse also nicht zu haben ist, kann die Frankfurter Fußballzentrale mit der grundlegenden These des Havemann-Elaborats, dass es zwar keinerlei ideologische Affinitäten zwischen dem DFB und dem Nationalsozialismus gegeben habe, der Verband aber dennoch Mitverantwortung und Mitschuld trage, wunderbar leben: Mehr konnte man nicht erwarten.⁴¹

Reichweite und Überzeugungskraft der Havemannschen Argumentation in Sachen Berufsfußball sind jedoch begrenzt:

- Warum sich der DFB auf den Amateurismus einschwor, lange bevor erste vage Anzeichen auf ein mögliches Berufsspielerproblem hindeuteten (und warum die Debatte weiterging, nachdem die Frage durch die Nationalsozialisten gelöst schien), ist für Havemann kein Thema und durch die These vom Primat der Ökonomie schwerlich zu erklären.

- Mit seinem Mentor Klaus Hildebrand teilt Havemann eine tiefe Abneigung gegen jede Art von „Strukturgeschichte“. Unter solchen Ausgangsvoraussetzungen kann man allerdings dem föderal aufgebauten DFB mit seinen mehr oder weniger souveränen Landesverbänden⁴² nicht gerecht werden. Die durchaus unterschiedlichen Positionen der Landesverbände wie die eher

41 Mutmaßungen, dass „einige Herren vom DFB“ bei der Lektüre „ziemlich geschluckt“ hätten (Erik Eggers, Ausgemerzte Erinnerungen, in: „11Freunde“, 11/2005, S. 90), sind schlicht naiv.

42 Vgl. Friedrich Grolms, Das Stückwerk von Kassel. Kritisches zum Bundestag, in: FuL, 27/1919, S. 353.

pragmatische, im Großen und Ganzen auf DFB-Linie befindliche Haltung des Süddeutschen Fußball- und Leichtathletikverbandes oder die ideologisch aufgeladene Einstellung des Westdeutschen Spielverbandes, der mit seinem „Neuen Weg“ dem verkappten Berufsspielertum durch die Relativierung des Wettkampfprinzips (vergeblich) beizukommen suchte, fallen durch das Havemannsche Raster.

– Folgt man Havemann, dann gingen die Finanzbehörden den Verbandsfunktionären mit ihren vorgeblich moralisch-ethischen Einlassungen auf den Leim, die doch ausschließlich dem Zweck dienten, das Unternehmen DFB vor steuerlichem Zugriff zu schützen. Dabei hätte ein Blick in die Fachpresse genügt, um sich über die Verhältnisse im Fußball Klarheit zu verschaffen.⁴³ Waren Steuerfahnder durch die Bank arglos und gutgläubig, oder was hielt sie ansonsten davon ab, DFB und Großvereinen trotz deren Schutzbehauptungen auf die Pelle zu rücken?

– Offenbar unternahm der DFB keinerlei Versuche, im Gespräch mit staatlichen oder kommunalen Behörden in Steuerfragen ein wechselseitiges Einvernehmen herzustellen, wie das etwa Walther Bensemann vorgeschlagen hatte.⁴⁴ Stattdessen malte man den „Schwarzen Mann“ und den „Bösen Wolf“ an die Wand⁴⁵ und glaubte, auf diese Weise über die Runden zu kommen. Das erinnert an die Neuauflage der Diskussion in der zweiten Hälfte der 50er Jahre, als der DFB einmal mehr das Schreckgespenst der Steuer bemühte – bis die Presse aufdeckte, dass die Behörden sehr viel konzilianter waren, als das der DFB die Öffentlichkeit glauben machen wollte.

– Die Steuerfrage war entgegen der von Havemann nahe gelegten Annahme nicht während der kompletten Weimarer Zeit von Belang. Einem Zeitungsbericht zufolge lag in süddeutschen Großstädten der Vergnügungssteuersatz für berufssportliche Veranstaltungen 1929 so niedrig, dass ihn auch Amateursportvereine hätten zahlen können.⁴⁶ Der Hinweis, dass ökonomische Motive für die Ablehnung des Berufsfußballs ausschlaggebend gewesen seien, geht hier ins Leere.

– Selbst wenn tatsächlich ökonomische Gründe, also die vermeintlich drohende Besteuerung des Fußballs, den Ausschlag für die Positionierung des DFB in der Berufsfußballfrage gegeben haben sollten, berechtigt das mitnichten dazu, sozusagen im Gegenzug mögliche ideologische Komponenten für völlig irrelevant zu erklären. Historische Wirklichkeiten folgen einem solchen Apodiktum in aller Regel nicht. An dieser Stelle soll ein Verweis auf die Auftragsstudie zur Geschichte der Dresdner Bank im Nationalsozialismus genügen. Eine der Schlussfolgerungen des Gutachtens lautet: „Da die Nähe zum NS-Staat eine ökonomisch rationale Geschäftsstrategie war, war eine Mittäterschaft bei dessen Verbrechen vorgezeichnet. Bei einem Teil des Leitungspersonals bestand mindestens in den mittleren Jahren des Dritten Reiches

43 Vgl. F. Richard, Tagebuch, in: „Fußball“, 3/1927, S. 9: „Selbst beim kleinsten Knirps hat es sich allmählich herumgesprochen, wer und wie ‚vergütet‘ wird.“ Und laut Walther Bensemann (Glossen, in: „Kicker“, 7/1925, S. 241) wussten über die Zustände im deutschen Fußball „Hinz und Kunz“ Bescheid.

44 Walther Bensemann, Glossen, in: „Der Kicker“, 45/1924, S. 1441.

45 Walther Bensemann, Am Vorabend großer Ereignisse, in: „Der Kicker“, 17/1926, S. 601.

46 J. Hgn., Tagesfragen, in: „Fußball“, 49/1929, S. 6.

zudem ein beträchtlicher weltanschaulicher Gleichklang, der die Kooperation erleichterte.“⁴⁷

– Möglicherweise haben auch Havemann Zweifel an seiner These beschlichen, wenn er die Behauptung, dass die moralisch-ethischen Ausführungen die Funktion eines „öffentlichen Schauspiels“ gehabt hätten (S. 85), auf ein Mehrheits-Phänomen reduziert. Havemann konzidiert, dass manche Funktionäre felsenfest davon überzeugt waren, der Nationalsozialismus werde für eine Wiederbelebung traditioneller Werte wie „Nationalbewusstsein, Kameradschaft, Opfergeist“ usw. sorgen. Aber: „[D]er weitaus größere Teil beim DFB hingegen beschwor diese Ideale, um eigene Interessen zu verschleiern.“ (S. 26)

Ideologische Bestände

Die opulente Festschrift, die sich der DFB zum Silberjubiläum im Jahre 1925 leistete, machte mit einem Gedicht auf:

„Volk sein heißt, in tausend Händen
Eine einz'ge Ehre tragen,
Volk sein heißt, mit Feuerbränden
Schlacken aus dem Eisen jagen,
Volk sein heißt, das Eisen röten
Bis zum eidesharten Stahle
Und daheim den Drachen töten
Und dadrauß zum andern Male,
Volk sein heißt, das Schicksal wenden,
Eins im Blut und eins im Wagen,
Volk sein heißt, in tausend Händen
Nur die deutsche Ehre tragen.“⁴⁸

Dieser lyrische Erguss von Rudolf Herzog, der vormals wilhelminische Verhältnisse bedichtet hatte, bediente hier so ziemlich alle unter Fußballvertretern vorhandenen Neigungen: rassistische Ressentiments, Hass auf innenpolitische Gegner, Revanchegelüste gegenüber den Siegermächten des Weltkriegs, Sehnsüchte nach einer Volksgemeinschaft, ins Chauvinistische abgleitender Nationalismus. Festschriftmacher und Fußballbund fanden es passend.

Engagierte Anhänger der Demokratie sucht man auf den Leitungsebenen des Fußballs vergeblich. Stattdessen trifft man auf eine Grundsympathie für politische Programme, die die Überwindung Weimarer Zustände versprachen. Primat von Volk und Nation, Favorisierung autoritärer Herrschaftsformen, Ein- und Unterordnung, Volksgemeinschaft – diese weltanschauliche Partitur, die das Fußballführungspersonal schon zu Kaisers Zeiten beherrschte, kam

47 Zit. n. Rainer Blasius, Nicht nur Meyer und Rasche, in: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ), 17.2.2006.

48 25 Jahre Deutscher Fußballbund. Aus Anlass des silbernen DFB-Jubiläums im Auftrage des Vorstandes hg. v. Jahrbuch- und Presse-Ausschuss, o.O. 1925, S. 7.

auch in Weimar zur Aufführung. Das machte die Fußballvertreter ideologisch anfällig – und erleichterte ihnen den Übergang ins Dritte Reich.

Der (unerwartete) Entschluss des DFB, seine Vergangenheit im Nationalsozialismus zum Gegenstand eines Forschungsauftrags zu machen, hat der Havemann-Studie einen veritablen Start-Bonus verschafft. Zusätzlich wird dem Verfasser noch eine Art Opferstatus zugeschrieben: Nach einer Tagung zum Thema „Fußball und Nationalsozialismus“ Anfang des Jahres in Irsee wurde kolportiert, eine „gegen unpassende Befunde“ aufbegehrende einschlägige Szene von Sporthistorikern habe die Contenance verloren und den Referenten Havemann als „jungen Linkenfresser“ beschimpft.⁴⁹ Obgleich sie nicht dabei waren, fühlten sich andere berufen, zur Verbreitung der Mär beizutragen, Irsee sei ein „Tribunal“ gegen den DFB-Gutachter gewesen.⁵⁰

Manche scheinen offenbar zu befürchten, der Havemannsche Sonderrabatt könnte allzu schnell aufgebraucht sein. Wie hatte Theo Zwanziger, der Geschäftsführende DFB-Präsident, die in der Frankfurter Otto-Fleck-Schneise vorherrschende Geisteshaltung so treffend auf den Punkt gebracht: „Es gibt unseren Verband über hundert Jahre, er muss nicht reformiert werden in einer Weise, die alles auf den Kopf stellt.“⁵¹

49 Andreas Rosenfelder, Taktikisch. Der deutsche Fußball wiederholt den Historikerstreit, in: FAZ, 20.2.2006.

50 Michael Krüger und Eike Emrich, Zu diesem Heft, in: „Sportwissenschaft“, 1/2006, S. 2.

51 Zit. n. „Der Spiegel“, 11/2006.

Anzeige



Marx ist aktuell: die Rede ist nicht davon, dass «die Marxisten von gestern» Recht haben. Dagegen den Theoretiker Marx ernst nehmen heißt, den Kapitalismus als ein dynamisches, ja als explosives Gefüge verstehen. Er wandelt sich stets und hat wenig Platz für Dogmatismen. Dieser Glossar zeigt Felder auf, für die Marx als Diagnostiker bedeutsam bleibt. Die alte Nomenklatur wird nicht wiederholt, vielmehr entwickeln zumeist junge AutorInnen auf überraschende Weise, wo in Wissenschaft, Kultur und Politik die Marxschen Theorien noch immer greifen.

Christoph Henning (Hg.)
Marxglossar
 ISBN 3-936252-08-4, 274 Seiten
 franz. Broschur, EUR 19,80
 Zeitungsverlag "Freitag" GmbH
 Potsdamer Str. 89, 10785 Berlin
edition.freitag.de